

---

Sammlung Metzler  
Band 324

---

## Zur Einführung: Poststrukturalismus als Arbeit am Verdrängten

Das Wort ›Poststrukturalismus‹ bezeichnet einen Denkansatz, dem einfache Definitionen äußerlich bleiben müssen. Verallgemeinernd wird man jedoch sagen können, dass es sich um einen Ansatz handelt, der die Aufmerksamkeit auf die unterbelichteten oder verdrängten Prozesse der Sprache richtet und sie nach Möglichkeit zu reaktivieren versucht. Etwas verdrängen heißt, dass zum Beispiel ein Element oder eine Vorstellung, die konflikthaft besetzt sind, der bewussten Wahrnehmung entzogen werden. Daran anknüpfend lässt sich das poststrukturalistische Denken in einer ersten Annäherung als Arbeit am Verdrängten des vorherrschenden Kultur- und Wissenschaftsdiskurses bestimmen.

Freud sprach von einem »Unliebsamen«, um anzugeben, worauf die Verdrängung bezogen sei (Verdrängung, 113). In den poststrukturalistischen Theorien begegnet dieses »Unliebsame« nicht allein als das, worauf es ankommt, es begegnet auch unter vielen Namen. Mal taucht es als ›Schrift‹, mal als ›Differenz‹, mal als ›Körper‹, ›Anderes‹ oder ›Weiblichkeit‹, ja, als das ›Unbewusste‹ selbst auf. Doch wie immer das Wort, jedes Mal ist es mit einer bestimmten Zielsetzung verknüpft. Das Ziel lautet nicht, die Verdrängung als solche aufzuheben, was naiv gedacht wäre. Ohne den Rekurs auf ein »Abseits« (Theodor Storm) ist psychisches Leben nicht vorstellbar. Das Ziel lautet vielmehr, ein im Sinn der Abwehr Verdrängtes, ein unter dem Diktat kultureller Normen ›mundtot Gemachtes‹ neu zum Sprechen zu bringen. Und jedes Mal auch ist eine bestimmte Vorannahme mit im Spiel. Sie lautet, dass das eigentlich ›mundtot Gemachte‹ der Wissensdiskurse der Sprachprozess selber sei. Die Konfrontation mit diesem Prozess ist den Subjekten unliebsam, weil er sie an ihre Abhängigkeit von etwas erinnert, das ihrem Zugriff entzogen ist. Die Frontstellung des poststrukturalen Denkens gegenüber Strukturalismus, Hermeneutik, Phänomenologie, Marxismus und orthodoxer Psychoanalyse hat in dieser Annahme ihren Grund.

Der Gegenzug erklärt sich vom selben Ort her. Mag es die Dominanz des linguistischen Zeichens, der Sinnfrage, des Ichbewusstseins, der Klassenperspektive oder einer metaphysischen Geschlechtskonzeption sein: Die Prozessdimension der Sprache soll es in Frage stellen. Die poststrukturalen Theorieansätze lassen sich bei aller Verschiedenheit unter der Absicht vereinigen, das Repräsentati-

onsmodell der Sprache durch den Ausgriff auf die sprachkonstitutiven Prozesse zu unterlaufen. Die Absicht blieb nicht folgenlos. Sie hat, wie heute zu sehen ist, zu innovativen Ansätzen in der Text- und Literaturtheorie geführt. Die Zeichenspuren von Sprache, Geschlecht und Unbewusstem zum Beispiel werden nicht nurmehr der Handlungsoberfläche eines Werks abgelesen und als lineare Umsetzung des ödipalen Dramas gedeutet. Sie stellen sich als die Knotenpunkte einer Dynamik dar, die die gesamte Werkgestalt durchzieht und die Wahrnehmung der Beteiligten auf komplexe Art strukturiert.

Dass Literatur in diesem Zusammenhang eine Vorreiterrolle spielt, überrascht nicht. Sie hat seit der Heraufkunft der Moderne als das Verdrängte des zweckgerichteten bürgerlichen Denkens identifiziert werden können. Aus dieser Lage befreit, sollte es den Werken der Dichtkunst möglich sein, Einblicke in die Tiefenstruktur soziokultureller Deutungs- und Bedeutungsmuster zu verschaffen. Und mehr als das: Die Dichtung sollte imstande sein, die in jenen Mustern verborgenen Defizite und ungenutzten Möglichkeiten menschlichen Daseins aufscheinen zu lassen. Friedrich Schiller hat dies Vermögen, im Rückgriff auf Kant und gestützt durch die antike Idee des Schönen, als Freiheit in der Erscheinung gerühmt. »Dichtung«, heißt es in einem literaturkritischen Kommentar dazu, gibt »die unverkürzte Wirklichkeit *des* Menschen frei« (Emrich 1979, 14).

In den Theorien des Poststrukturalismus avanciert die Literatur zum Gedächtnis für das Verdrängte der Sprache. Poetische Schöpfungen, schreibt die Semiologin Julia Kristeva, kehren »die Schranken des gesellschaftlich nützlichen Diskurses hervor und tragen den Stempel dessen, was verdrängt wurde: des *Prozesses*, der über das Subjekt und die Kommunikationsstrukturen hinausweist« (Revolution, 30). Die Werke der literarischen Avantgarde vollführen die Verdrängung des sprachkonstitutiven Prozesses nicht blindlings nach, sie sollen vielmehr imstande sein, seine Spur im Innersten des »gesellschaftlich nützlichen Diskurses« aufzudecken. An Kritik gegenüber einem idealistisch überhöhten Literaturbegriff fehlt es im Umfeld der neuen Theorien nicht, an Idealen fehlt es aber ebenso wenig. Es ist das Ideal einer prozesshaften Form der sprachlichen Fremd- und Selbstaufklärung, das die literarische Tätigkeit zu einem privilegierten Feld der poststrukturalen Wissenschafts- und Kulturbetrachtung gemacht hat.

Das Ideal sei hier aufgegriffen und als Leitfaden genutzt. Anhand des Topos einer Reaktivierung verdrängter Sprachprozesse können grundlegende Orientierungen zum Verständnis des poststrukturali-

stischen Literaturmodells vermittelt werden. Überschneidungen innerhalb dieses Theoriefelds oder zu benachbarten Ansätzen sind dabei nicht immer zu vermeiden. Als abstraktes System lässt sich Literaturtheorie auch für sich darstellen. Konkrete Literaturtheorien jedoch sind vielfältig miteinander verbunden; keine einzige steht isoliert für sich da. Der Begriff des ›Textes‹ zum Beispiel, Achse und Drehpunkt des nachstrukturalen Literaturmodells, ist ein viel zu stark besetztes Feld, als dass er nur für eine Richtung reklamiert werden könnte. Eine breite Auswahl an Literaturhinweisen soll dazu beitragen, den Poststrukturalismus in die größeren literaturwissenschaftlichen Diskussionszusammenhänge einzuordnen, in denen er seinen Platz hat.

Schwerpunktmäßig ist der Band nach einem historischen, einem systematischen und einem methodologischen Teil gegliedert. Den Anfang macht ein kurzer Abriss zur Rezeptions- und Begriffsgeschichte. Das zweite Kapitel, Hauptstück des Ganzen, eröffnet systematische Einblicke in die Theorie. Neben der zentralen Bezugstheorie (Saussure) werden die wichtigsten einzelwissenschaftlichen Ansätze, sozusagen die ›Säulen des poststrukturalistischen Geschäfts‹ vorgestellt. Als Kriterium der Auswahl dient die kritische Intervention in das Repräsentationsmodell von Sprache und Zeichen. Nach diesen Vorklärungen rücken Kernkonzepte der poststrukturalistischen Text- und Literaturtheorie wie Schrift, Metapher, das Symbolische oder Intertextualität ins Licht. Das dritte Kapitel setzt sich mit den methodologischen Konsequenzen der Theorie auseinander. Gleichzeitig verschiebt sich der Blickpunkt der Betrachtung vom Strukturalismus auf das Gebiet der Hermeneutik. Als Alternative zur sinnverstehenden Interpretation haben die Poststrukturalisten die Konzepte Lektüre und Dekonstruktion vorgelegt, die auf die Unhaltbarkeit einer sinnhaften Letztbegründung zielen.

Geschlossene poststrukturalistische Theorie- und Methodengebäude werden nicht zu erwarten sein. Es gibt sie für den literarischen Bereich schlechterdings nicht, so dass sich der Versuch einer unmittelbar gattungsbezogenen Rekonstruktion erübrigt. Der Überblick ist nach Begriffen und Konzepten geordnet, die für die Entwicklung des literaturtheoretischen Denkens ›nach dem Strukturalismus‹ zentral sind. Da die Konzepte, ihrer Zuordnung zum Generalnenner ›Poststrukturalismus‹ zum Trotz, teils auf unterschiedliche Wissensparameter zurückgehen, transportieren sie teils auch unterschiedliche Einstellungen auf den Gegenstand ›Literatur‹. Mit Differenzen wird zu rechnen sein.

Ein verbindendes Element fehlt gleichwohl nicht. Literatur wird im Poststrukturalismus als eine textliche Praxis interpretiert, die an

die Fundamente der Form- und Sinnproduktion rührt. Dieser Aspekt wird in bestehenden Darstellungen zum Theoriefeld des Poststrukturalismus zwar nicht ignoriert, soll im gegebenen Kontext aber stärker akzentuiert werden als es dort gemeinhin der Fall ist (vgl. z.B. Culler 1988, Moi 1989, Zima 1994, Eagleton 1997). Literatur erscheint im Ansatz des strukturkritischen Denkens nicht als Randgebiet, sekundäres System, Utopie, Gegenentwurf, Devianz, nein: sie erscheint als eine fundamentale Formation. In einem Essay des Jahrs 1968 wird ausdrücklich gefordert, dass die poetische Sprache aus dem Winkel der Marginalität herauszuführen sei, in die ein legalistisch geprägtes Denken sie gedrängt habe (Houdebine 1968, insb. 274).

Literatur, so will diese Einführung zeigen, ist in nachstrukturaler Perspektive die intrikate Entfaltung dessen, was sie dem Namen nach eh schon ist – graphisches Artefaktum, Sprach- und Buchstabenkunst. Zur Vorgeschichte dieser Auffassung zählen die poetologischen Reflexionen Stéphane Mallarmés, der um 1892 verlangt hatte: »Das Buch, totale Expansion des Buchstabens, muß direkt aus ihm eine Beweglichkeit beziehen und räumlich, durch Entsprechungen, ein Spiel einführen, wer weiß, das die Fiktion bestätigt« (in: Dichtungen, 502). Weil das literarische »Spiel« den Prozess der Sprache gewissermaßen an der Wurzel trifft, wird ihm das Vermögen zugeschrieben, das Gedächtnis für das verdrängte Unliebsame der allgemeineren Wissensdiskurse zu sein. Um diesen Minimalkonsens ist der poststrukturalistische Ansatz organisiert. Seiner Anspruchshöhe nach ist er der idealistischen Ästhetik des 18. Jahrhunderts und ihren Folge- und Kontrabewegungen durchaus vergleichbar. Doch läuft er jenen Traditionen auch zuwider, wenn er sie nicht gar zu überbieten sucht. Denn Literatur wird der gesellschaftlichen Welt nun nicht mehr als entgegengesetzt gedacht, auch nicht in der Gestalt einer negativen Utopie. Literatur steht vielmehr mitten in der Welt, nicht in politischer Hinsicht zwar und auch nicht qua sozialem Ansehen, wohl aber weil sie aus dem kommunikativen Kernmaterial ›Sprache‹ gemacht ist. Aus dieser elementaren Ressource vermag sie Formen einer sprachlichen Sublimität zu schöpfen, denen die hier verhandelte Theorieposition auf den Grund zu kommen sucht.

---

# I. Historischer Teil: Nach dem Strukturalismus

## 1. Der Begriffshorizont

### 1.1 Die strukturalistische Bewegung

‘Struktur‘ gründet in dem lateinischen Verb ›struere‹, aufbauen, ordnen. Diese Semantik ist von unmittelbarer historischer Relevanz. Denn auf der Idee geordneter Beziehungen fußt das analytische Denken, das zwischen 1930 und 1960 in der Sprach- und Literaturwissenschaft, der Ethnologie und der Psychologie in Europa, Russland und Amerika zur Blüte kam. Sein Name ist ›Strukturalismus‹.

Der europäische Strukturalismus wird in der Regel nach drei Schulen unterschieden und mit den Städtenamen Prag, Kopenhagen und Paris verknüpft. Im Unterschied zu den historisch-vergleichenden Sprachwissenschaften des 19. Jahrhunderts schreiben die Vertreter der strukturalen Analyse das Denken in Regel- und Systembegriffen auf ihre Fahnen. Als Geburtsdatum des modernen Strukturbegriffs kann das Jahr 1926, Gründungsdatum des Prager Linguistenkreises gelten. Diesem Kreis gehörten zeitweise auch die beiden russischen Emigranten Nikolai Trubetzkoy und Roman Jakobson an. Im Rückgriff auf die Arbeiten Ferdinand de Saussures baute Trubetzkoy das linguistische Teilgebiet der Phonologie auf, das Jakobson weiterentwickelte und zur Keimzelle des strukturalistischen Paradigmas erhob. Die Modellfunktion der Linguistik für andere Wissenschaftsgebiete ist aus diesem Ansatz ableitbar (zur strukturalen Linguistik vgl. Lingrún 1974; zum modernen Strukturbegriff Naumann 1973).

Für die Literaturtheorie ist der Prager Strukturalismus aus einem weiteren Grund bedeutsam. Seine Vertreter, darunter der auch im deutschsprachigen Raum relativ bekannte Jan Mukařovský, waren bemüht, die Immanenz des Strukturmodells zu überwinden, indem sie die Frage nach der soziologischen Funktion verstärkten. Was ist Funktion? Sie ist durch die »Fähigkeit, etwas Anderes zu beeinflussen, die Fähigkeit zu wirken gekennzeichnet« (so Chvatík 1981, 87). Texte konnten aus ihrer ästhetischen Immanenz gelöst und auf breitere Kommunikationskontexte hin geöffnet werden. Von dieser Öffnung hat der Literaturtheoretiker und Vertreter der russischen Kultursemiotik Jurij M. Lotman profitiert, und die deutsche Rezep-

tionsästhetik der 70er Jahre hat von dort wichtige Impulse empfangen (vgl. Mukařovský 1989; Lotman 1973 u. 1974; Iser 1974; Warning 1975).

Nach dem Zweiten Weltkrieg griffen die Ideen der strukturalen Linguistik auf weitere Wissensgebiete über, während zugleich der französische Sprachbereich tonangebend wurde. Grundlegend neue Einsichten wurden dort nicht entwickelt, wohl neue Konsequenzen aus den bekannten gezogen. »Dasselbe anders« – das wäre ein zutreffendes Motto für die rekapitulative Tätigkeit des Pariser Strukturalismus« (so Broekman 1971, 106). Indessen gibt es auch skeptischere Stimmen. So ist etwa vorgebracht worden, dass die Erzähltheorie von Roland Barthes teils hinter den Prager Ansatz zurückfalle, weil sie des Merkmals des Normbruchs entbehre, das dort eine große Rolle spiele (Fietz 1992, 70). Denkt man das Argument zu Ende, büßt die nachstrukturelle Kritik am Strukturalismus einen Teil ihres radikalen Anspruchs ein. Sie würde einem begrenzten, da vorwiegend innerfranzösischen Gegenspieler gegolten haben.

Das Fundament des französischen Strukturalismus sind die Mythen-deutung und die Anthropologie von Claude Lévi-Strauss (geb. 1908). Die *Anthropologie structurale* (1958) enthält Schriften, die der Autor in den 40er bis 50er Jahren verfasste. Lévi-Strauss berief sich auf die Phonologie und entnahm ihr Leitformeln und Arbeitstechniken, die großen Widerhall fanden. In den 60er Jahren erschien kaum ein Werk, in dem nicht das Wort ›strukturel‹ an prominenter Stelle stand. Beispiele sind die strukturelle Semantik von A.J. Greimas (1966), die strukturelle Psychologie Jean Piagets (1959), die strukturellen Marx-Lektüren Louis Althussers (1965; 1966), das strukturelle Literaturseminar von Barthes (1970), die strukturelle Erzählpoetik von Genette, Bremond, Todorov. Ein historisches Dokument ist aus heutiger Sicht die Analyse von Baudelaires Gedicht »Les Chats«, die Jakobson und Lévi-Strauss 1962 vorlegten. Der Text deutet ungewollt an, wo die strukturorientierte Literaturmethode an ihre Grenze stößt: Formale Äquivalenzen werden mangels historischer Einsicht »bedenkenlos semantisiert« (so Posner 1972, 223; zu Erzähltheorie, Methodologie und Paradigmatik vgl. Broekman 1971, Schiwy 1971, Blumensath 1972, Strohmaier 1977, Fietz 1992).

So überwältigend ihr Erfolg, kann der strukturalistische Bewegung eine absolute Originalität doch nicht nachgesagt werden. In literaturästhetischer Hinsicht ging ihr der russische Formalismus der 20er Jahre mit den Zentren Moskau und St. Petersburg voran und ihre sprachphilosophischen Wurzeln führen ins 18. und 19. Jahrhundert und auf die Schriften Hamanns, Herders, Humboldts und Schleiermachers zurück. Dennoch hat sich der Strukturalismus

nicht zu Unrecht als methodologische Revolution begriffen. Claude Lévi-Strauss hob den anti-naturalistischen Charakter seiner Arbeit hervor, in der kein Objekt so untersucht werde, als sei es empirisch direkt zugänglich oder aus einer Wesensanlage verstehbar (Anthropologie, 67; 106). Mit dem Strukturalismus wurde eine Höhe des methodischen Denkens erreicht, wie sie sonst den Naturwissenschaften vorbehalten zu sein schien. Nicht um plane Theorie ging es, sondern um eine Analyse, die sich statt auf die Sache selbst auf ein Modell ihrer Strukturen stützt.

In der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik der 60er Jahre wurde gewiss ebenso wenig ein Gegenstand, beispielsweise Literatur, umstandslos als gegeben gesetzt. Der Philosoph Hans-Georg Gadamer (geb. 1900) maß der Sprachlichkeit der Welterfahrung eine vorgängige Bedeutung zu und plädierte dafür, die Rolle der Traditionen, konkret den wirkungsgeschichtlichen Zusammenhang zu befragen, in den die Fragenden selber eingebunden seien. Die Orientierung an einem wissenschaftlichen Methodendenken jedoch wies Gadamer, darin seinem Lehrer Heidegger treu, als »Szientifismus« zurück.

## 1.2 Poststrukturalismus als Kritik des Strukturalismus

In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts hat die Strukturanalyse das Los aller Wissenschaft ereilt: Sie hat Patina angesetzt. Der Strukturalismus ist historisch kartographiert und in der vollen Breite seiner Einflussgebiete sichtbar gemacht geworden. Dabei zeigt sich, dass er ungeachtet der Vielzahl seiner geographischen und gedanklichen Provinzen zumindest für Europa relativ klar eingrenzbar ist (zum europäischen Strukturalismus vgl. Albrecht 1988).

Was heißt dagegen nun Poststrukturalismus? In dem Wort ›Post‹ ist ein doppelter Anspruch enthalten. Es verweist auf die temporale *und* die qualitative Ablösung des Strukturalismus durch eine Nachfolgebewegung, wonach diese das wäre, was epochal nach dem Strukturalismus gekommen wäre und dessen Erkenntnisse hinter sich gelassen habe. So einfach ist es aber nicht. Der Poststrukturalismus kam Mitte der 60er Jahre in Frankreich und also im Herzen des jüngeren Strukturalismus auf, dessen Glanz noch keineswegs erloschen war. Überdies beruhen die Arbeiten der Strukturalisten auf so starken Axiomen, dass von einer simplen Ablösung nicht gesprochen werden kann. Mit den »Gesetzen« (Trubetzkoy) der Phonologie hatten die Linguisten nachgerade die Weltformel entdeckt. Was ließ sich anhand der Oppositionsbeziehungen im Lautsystem etwa



nicht beschreiben? Nichts weniger als die Struktur der gesellschaftlichen Ordnung, so schien es. Der Lehrsatz über die gleichförmige Anordbarkeit der Strukturen gestattete es, den, wie Lévi-Strauss sagt, »gemeinsamen Zug« eines Systems zu finden. Von ihm her konnten dann unterschiedliche Systemarten typologisch verklammert werden. Am Ende der Kette stand die Einsicht: »Das Verwandtschaftssystem ist eine Sprache« (Lévi-Strauss: Anthropologie, 63; 226).

Die Grenze zwischen Strukturalismus und Poststrukturalismus ist fließend. Teils befindet sich der Poststrukturalismus dem Vorgänger gegenüber in einem Verhältnis der Distanz, das nicht so sehr einzelne Probleme als die Grundlinien des strukturlogischen Denkens betrifft. Mit Distanz belegt wird just das, was den Strukturalismus groß gemacht hat, eben der Rekurs auf Analogie und Homologie, Isotopie, Isomorphie, Parallelismus und Äquivalenz. Die nachstrukturelle Optik leugnet die Möglichkeit der Gleichsetzung nicht, erinnert aber an die kaschierten Differenzen. Die Insistenz auf dem was different *bleibt*, rührt an das Dilemma der Strukturalisten, dass »eine natürliche obere Grenze für die Hierarchie von Äquivalenzklassen nicht angebbar ist« (Wunderlich 1973, 391).

Andernteils befindet sich der Poststrukturalismus in der Rolle des Erben und Nachlassverwalters. Er begründet streng genommen kein eigenes Studienfeld. Sein Feld ist zunächst der Strukturalismus selbst, dessen Schlüsselbegriffe er zu transzendieren beansprucht. Poststrukturalismus ist Kritik des Strukturalismus, wobei die kritische Absicht weniger auf Verwerfung denn auf Umgestaltung des gedanklichen Erbes zielt. So gesehen wäre es nicht falsch, von Poststrukturalismus als einem *second structuralism*, einen Strukturalismus höherer oder besser tiefer gesetzter Stufe zu reden. Fragt ein Strukturalist, wie ein Text funktioniert, wollen die Poststrukturalisten wissen, wie er fundiert ist.

Die Kritik am Strukturalismus wurde von einigen seiner Vertreter mitgetragen. Roland Barthes zum Beispiel sprach um 1970 nicht mehr von »Struktur«, sondern suchte »eine mobile Strukturierung des Textes zu produzieren« (in: Abenteuer, 266). Qua Produkt hatte der Text hinter den Prozess zurückzutreten, dem er sein Dasein verdankt. Barthes führte das Wort »strukturalistische Tätigkeit« und die Rede vom »Simulacrum« (=Scheinbild) ein, mit dessen Hilfe die strukturelle Organisation des Werks gleichsam rückläufig aufgerollt werden sollte (Barthes 1996; dazu Flaschka 1976). Im Theoriefeld des Poststrukturalismus nimmt das »Simulacrum« einen wichtigen Platz ein. Es wird dort etwa als eine imitative Praxis definiert, für die es anders als in der antiken Poetik der Mimesis »kein Urbild

mehr gibt« (so Derrida: *Dissemination*, 231; vgl. ebd. 328-331). Es ist mithin nicht leicht, jedes Mal exakt zu unterscheiden, welche gedankliche Neuerung von strukturalistischer und welche von poststrukturalistischer Seite kommt.

Mag es denn problematisch sein, von *dem* Strukturalismus zu sprechen, ist es geradezu vermessen, von *dem* Poststrukturalismus zu reden. Es gibt nicht die poststrukturalistische Theorie, schon gar nicht Literaturtheorie, in der unterstellten Einheitlichkeit des Begriffs. ›Poststrukturalismus‹ ist der Nenner für ein Denken, das gängige Territorien nach neuen Einsichten durchforstet. Als besonders lohnend haben sich dabei drei Wissensgebiete erwiesen, in denen die Sprache, ohne ein linguistisches Objekt im engeren Sinn zu sein, eine Leitfunktion erfüllt. Es sind Semiologie, Psychoanalyse und eine breit definierte Sprachphilosophie. Auf ihnen baut auf, was wir ›Poststrukturalismus‹ nennen. Die Kritik des sprachlichen Zeichens hat hier einen anerkannten Ausdruck gefunden.

In den Literaturwissenschaften haben sich seit den 70er Jahren gleichfalls begriffs- und verfahrenskritische Tendenzen herausgebildet, die unter dem Nenner ›Poststrukturalismus‹ vereinigt werden können. Das so Vereinigte ist tiefer zerspalten als es der klassische Strukturalismus war, und in dem Sinn träfe die Formel vom »glücklichen Betrug der Vereinigung« zu, die Hölderlin im »Grund zum Empedokles« gebraucht. Ob es je einen *klassischen* Poststrukturalismus geben wird, ist die Frage, falls der Begriff eines Tages nicht überhaupt ausgedient haben wird. Falsche Bescheidenheit wäre aber genauso wenig angebracht. Es fehlt den poststrukturalistischen Ansätzen nicht an programmatischen Kohärenzen, die nicht beliebig entstanden, sondern der Konfrontation mit einem starken Gegenüber entwachsen sind. Sie haben zu gravierenden Veränderungen des literaturtheoretischen Denkens seit den 60er Jahren geführt.

### 1.3 ›Poststrukturalismus‹ als erkenntnisleitende Konstruktion

Zwei Begriffsverwendungen bleiben festzuhalten. Wissenschaftsgeschichtlich gesehen ist ›Poststrukturalismus‹ ein Sammelname für eine Anzahl von Disziplinen, die durch die Kritik des strukturalen Paradigmas verbunden sind. Unter wissenschaftsmethodologischem Aspekt verweist das Wort sodann auf einen Denkansatz, der sich auf eine Reihe verwandter Kritikpunkte und alternativer Begriffsentwürfe stützt. In dem Fall hat der Begriff den Status einer erkenntnisleitenden Konstruktion. Mit seiner Hilfe können verschiedene zei-

chen- und repräsentationskritische Positionen in einen Zusammenhang gebracht werden, der ihre Vergleichbarkeit betont, ohne ihre Diskrepanz zu verschleiern. Diese Konstruktion liegt auch dem systematischen Teil dieses Bandes zugrunde. (Eine Bemerkung zum Wortgebrauch noch: Anstelle des Adjektivs ›poststrukturalistisch‹ wird im Text der Einführung meist die einfacher zu handhabende Form ›poststruktural‹ benutzt).

Das Denken ›nach dem Strukturalismus‹ allein auf sein strukturalistisches Gegenüber einzuschwören, ist nun allerdings weder möglich, noch wäre es sinnvoll. Der Streit um die verdrängten Tiefenprozesse der Kommunikation wurde auch in der Auseinandersetzung mit der Interpretationslehre der Hermeneutik geführt, allerdings weniger explizit und weniger extensiv als gegenüber dem Strukturalismus. Im Überblick gesehen hat die Theoriebewegung seit den 60er Jahren eine Reihe von Wissensfeldern besetzt, in denen der Konstitutionsprozess der Bedeutung neu zur Diskussion gestellt wird. Zu jenen Feldern zählen, auswahlweise, die Phänomenologie Edmund Husserls, die Philosophie des absoluten Anderen von Emmanuel Lévinas, die geschlechtskritische Lesart des Anderen bei Simone de Beauvoir, die historisch-materialistische Dialektik des Marxismus, die existenziale Verstehenslehre Heideggers, Gadamers und Ricoeurs.

Bei einem so umfassenden Bezugsfeld konnte den strukturkritischen Autorinnen und Autoren die Anlehnung an einen Vorgänger im Geiste nur willkommen sein. Kein Thema ihrer Schriften, das nicht durch die sinnskeptische Philosophie Friedrich Nietzsches präludivert gewesen wäre, mag es Subjekt, Sprache, Zeichen, Körper, Wahrheit, Wirklichkeit oder eben der Sinn sein. »Es gibt kein Ereignis an sich«, so die historisch vorgängige Hypothese. »Was geschieht, ist eine Gruppe von Erscheinungen, *ausgelesen* und zusammengefasst von einem interpretierenden Wesen« (Nietzsche: *Umwertung*, 577). Einen größeren Einfluss übte auf das nachstrukturelle Denken allenfalls noch die Psychoanalyse Sigmund Freuds aus, die dem »interpretierenden Wesen« des Philosophen ein Unbewusstes samt der Fähigkeit zur Verdrängung verlieh – um nur die zu nennen.

## 2. Zur Genese der poststrukturalen Position

### 2.1 Der Kontext '68

So schwierig es ist, die poststrukturelle Position kategorial einzugrenzen, so einfach scheint es, die Koordinaten ihrer historischen Genese anzugeben. Der Poststrukturalismus ist ein Kind der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er wurde zur Zeit der Studentenrevolte im Mai 1968 in Paris geboren. Das Datum erklärt zu einem Teil die sinnскеptische Grundhaltung der Intellektuellen, die dem neuen Denkansatz zugeordnet werden können. Zu den sozialgeschichtlichen Motiven der Protestbewegung zählte die Erfahrung erster Rezessionen in den klassischen Industriezweigen der kapitalistisch organisierten westlichen Gesellschaften nach dem Zweiten Weltkrieg. Fortschritt, Wohlstand, Sekurität schienen keine selbstredenden Größen mehr zu sein. Der neuerliche Ausbruch von Kriegsgewalt, zuletzt in Vietnam, davor Algerien (1954-1962), früher Korea, vertiefte das Unbehagen an der Gesellschaft, wie sie sich nach 1945 entwickelt hatte. Die vergleichende biographische Forschung könnte zeigen, dass die dem Poststrukturalismus und seinem Vorfeld nahe stehenden Personen zwar keine Aktivisten im landläufigen Sinn, doch auch keine Bewohner des Elfenbeinturms sind. Sie waren oder sind im Lehrbereich tätig, haben sich auf vielfältige Weise sozial engagiert und in die öffentliche Debatte eingemischt.

Ein bewegteres Geburtsumfeld als ›1968‹ ist schwerlich vorstellbar. Die Stichworte lauten Ideologie- und Wissenschaftskritik, Kampf gegen Militarismus und gefestigte Institutionen in Staat, Gesellschaft und Familie, die Forderung einer Sexualreform unter Berufung auf Reich, MacKinsey und Marcuse. Nicht zu vergessen die Heraufkunft einer ›zweiten‹ Frauenbewegung, die in zahlreichen Diskussionsgruppen eine Plattform fand. Keimstätte des Poststrukturalismus im engeren theoriebezogenen Sinn waren die Universitäten, Medienanstalten, Verlage und Redaktionen. 1968 wurde die Reformuniversität Vincennes gegründet, die ein Sammelbecken anti-bürgerlicher Proteste war. Die Literaturwissenschaftlerin und Autorin Hélène Cixous hielt dort Lehrveranstaltungen ab und rekrutierte Teilnehmerinnen für ihre Lektürezirkel, die der Suche nach der *écriture féminine* gewidmet waren. Jacques Lacan, der seit 1963 als Lehranalytiker nicht mehr zugelassen war und in Paris eine eigene Freud-Schule gegründet hatte, wählte wieder eine andere Rolle. Der neue Maître zögerte nicht, den revoltierenden Studenten 1969 den Spiegel des Konservatismus bzw. die Suche nach einem Maître vorzuhalten (›ce à quoi vous aspirez comme révolutionnaires, c'est à un maître‹, L'envers, 239).